

Vier Fragen an Helen Macdonald

Sie haben sich schon als Kind für Greifvögel begeistert. Ist das nicht ein etwas seltsames Hobby?

Ein *sehr* seltsames Hobby, ja. In den Achtzigerjahren gab es in Großbritannien nicht viele Falkner, und nur die wenigsten von ihnen waren Frauen, geschweige denn Schulmädchen. »Das schwache Geschlecht tut sich in der Jagd mit Vögeln hervor«, schrieb John of Salisbury im zwölften Jahrhundert. Na toll, da bin ich wohl acht Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen, dachte ich damals. Bei meinen Freundinnen hingen Poster von Ponys und Popstars an den Wänden, bei mir waren es Falken und andere Greifvögel. Doch dass das ein bisschen merkwürdig war, machte mir nichts aus. Ich las zahlreiche Bücher über die Falknerei und wollte unbedingt einen eigenen Greifvogel haben. Ich war zwölf, als ich meinen ersten eigenen Greifvogel abrichtete, ein Turmfalke namens Amy. Sie schlief im Bücherregal in meinem Zimmer. Meine Eltern waren immer sehr geduldig mit mir.

Warum war der Tod Ihres Vaters eine so lebensverändernde Erfahrung für Sie?

Ich kann von Glück sagen, einen Vater wie den meinen gehabt zu haben – er war ein freundlicher und guter Mensch, ebenso sehr Freund wie Vater. Wir hatten ganz ähnliche Persönlichkeiten und Leidenschaften: Er liebte Flugzeuge, ich Vögel. Und wir lachten oft darüber, wie »uncool« diese Leidenschaften waren.

Ein geliebtes Elternteil zu verlieren ist immer eine lebensverändernde Erfahrung. Nicht nur aufgrund der furchtbaren Trauer. Nach dem Tod dieses geliebten Menschen liegt die Welt, wie man sie kennt, in Scherben, egal wie alt man ist, wenn es geschieht. Man wird gezwungen, sein Ziel und seinen Platz im Leben neu zu verhandeln. Und im Gegensatz zu den meisten anderen habe ich versucht, das mit einem Habicht zu tun!



Wie war es, so zurückgezogen mit Mabel zu leben?

Die ganze Zeit mit meinem Habicht zu verbringen war für mich die einzige Möglichkeit, mich aus der Trauer und dem Schmerz meiner menschlichen Welt zu lösen. Das Jahr mit dem Habicht war dunkel und schwierig, aber auch wunderschön. Ich verbrachte so viel Zeit mit Mabel und traf so wenige Menschen, dass ich mich selbst in etwas Nicht-mehr-ganz-Menschliches verwandelte. Ich begleitete sie auf ihren Flügen und Jagden und begann, dadurch die Welt mit wilderen Augen zu sehen. Doch schließlich wurde mir bewusst, dass ich meine Trauer verdrängte, dass ich mich ihr nicht stellte. Und so fand ich ganz allmählich den Weg zurück in die Wärme und Herzlichkeit des Lebens mit Freunden und Familie. In einer Rezension meines Buches wurde das als Reise in die Unterwelt und zurück beschrieben, mit einem Habicht als spirituellem Führer. Und genau so hat es sich angefühlt.

Wann wurde Ihnen bewusst, dass Sie dieses Buch schreiben würden?

Wie war es, mit dem Schreiben anzufangen?

Schon nach dem Jahr der Trauer war mir klar, dass das, was ich erlebt habe, ein Buch werden könnte; nicht nur eine Geschichte über eine Frau und einen Vogel, sondern eine Meditation über die Liebe, den Tod, den Verlust und die Natur. Allerdings dauerte es dann einige Jahre, bis ich so weit war und das Buch tatsächlich schreiben konnte. Ich brauchte emotionale Distanz zu den Ereignissen. Tatsächlich mit dem Schreiben anzufangen war dann merkwürdigerweise doch sehr leicht. Das Weiterschreiben war schon schwieriger. Am überraschendsten jedoch war es, das Buch zu beenden. Ich tippte den letzten Satz und fühlte mich plötzlich ganz schwindelig. Ich hatte Tränen in den Augen. Nicht vor Erleichterung, dass ich es geschafft hatte, das Buch zu schreiben. Sondern weil ich es generell geschafft hatte – es war vorbei. Als der letzte Satz geschrieben war, wusste ich, dass ich mich nun endgültig von meinem Vater und dem Menschen, der ich damals gewesen war, verabschieden konnte.